Der Sinn liegt unter der Haut

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Film und Radio mit Fernsehen**

Band (Jahr): **9 (1957)**

Heft 5

PDF erstellt am: **31.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-963499

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Rex Harrison, Lili Palmer, William Powell, Catherine Hepburn usw., von den großartigen Musikübertragungen nicht zu reden.

Ueber hundert neue Radiosender entstehen jährlich, die einander an Originalität zu überbieten suchen, da freier Wettbewerb herrscht. Der 24-Stunden-Betrieb ist infolgedessen selbstverständlich, so daß z. B. auch Kranke und Schlaflose des Nachts zu jeder Zeit gute Sendungen hören können. Dazu kommt noch der Kurzwellenempfang aus den USA. An Dichte, Reichhaltigkeit und Reichweite kann sich das umständlichere Fernsehen nicht entfernt damit messen.

Ausschlaggebend für die Behauptung vor dem Fernsehen war allerdings die starke Zunahme spezifischer Ortssender. Immer mehr ist der Rundspruch in Amerika zum Pfeiler des öffentlichen Lebens in den Gemeinden geworden. Seine Wurzeln reichen deshalb viel tiefer hinab, als das Fernsehen. Die Ortssender sind es, welche das Radio vor dem Fernsehen errettet haben. Sie waren es, welche in den einzelnen Städten Feldzüge starteten für neue Bibliotheken, für Straßenbauten, für Schwimmbäder und Sportplätze. Ihre Mikrophone werden laufend den Vereinen zur Verfügung gestellt, den Kirchen, Schulen, Klubs, beruflichen Organisationen. Die Lokalnachrichten haben einen immer größern Anteil an den Radiosendungen und betragen heute 40 % der gesamten Sendezeit einer durchschnittlichen Radiostation überhaupt! Das Radio ist in jeder Gemeinde zum respektierten *Mitbürger* geworden, es hat die Kinderkrankheiten, welche dem Fernsehen noch immer leicht anhaften, längst überwunden.

Dazu ruhen die Radio-Leute nicht. Alle Kräfte, die sich irgendwie zur Herstellung guter Sendungen eignen, werden herangezogen, koste es, was es wolle. Winzige Empfänger, nicht größer als Zündholzschachteln oder ein Zigarettenpäcklein, befinden sich in Entwicklung. Man arbeitet an länger dauernden Batterien für tragbare Empfänger. Die Empfangsqualität wird ständig zu verbessern gesucht. Gewiß, in Amerika zahlt man keine Radiogebühren, die Stationen leben von Reklame. Doch die Ablehnung jedes Monopols, der freie Wettbewerb der Sendungen, der konsequente Ausbau eines dichten, jeden Bürger interessierenden Ortssendernetzes, die sorgfältige Pflege der auch in Amerika nicht häufigen Radiobegabungen, haben es, zusammen mit einigen, nur dem Radio eigenen Bequemlichkeiten, vor der Ueberwältigung durch das Fernsehen gerettet.

Von Frau zu Frau

Unterbäch

EB. Womit denn sollten wir uns beschäftigen, wenn nicht mit Unterbäch, mit Siders, Martigny, Lugano usw.? Vor allem aber mit Unterbäch. Die einen nennen es ein Thema für eine Fasnachtszeitung; ich würde es eher ein Thema für eine Novelle nennen. Es fehlt uns nur ein Gottfried Keller, der sie schreibt.

Viel wird gestritten; das Problem hat viele Façetten. Aber eine Portion Achtung für den Gemeinderat dieser Berggemeinde, von der wir vorher kaum wußten, daß sie existiere, bleibt immer übrig. Man mag nun über die Berechtigung zur Tat denken, wie man will, so bleibt der mutige Entschluß: Wir wollen in unserer Gemeinde tun, was wir für richtig halten. Wir wollen unsern Frauen die Möglichkeit geben, über den Zivilschutz abzustimmen, der sie doch so sehr angeht. Nirgends steht geschrieben, sie dürfe es nicht, in keinem Paragraphen der Bundesverfassung. Aber der Staatsrat ist dagegen. Es sei Willkür.

Und nun beginnen rechtliche Probleme aufzusteigen: Darf man einen Paragraphen nach hundert Jahren einfach anders, ganz neu auslegen? Hat nicht die Gewohnheit ein Recht geschaffen, das nicht umzustürzen ist? Gilt es nicht, die Ordnung in der Freiheit zu wahren? Oder haben wir uns Ketten in der Freiheit geschaffen? So eine kleine Gemeinde Unterbäch ist in die Schranken zu weisen, in die sie gehört; sie hat nicht autonom zu befinden in eidgenössischen Belangen. Aber sie ist «vom Berg», knorrig — und hält fest.

Selbst wenn man das Vorgehen verurteilen müßte, kann man sich einer kleinen Freude über das selbständige Urteil nicht erwehren. Man kennt heute soviel stures Nachlaufen der Menge ohne eigene Gedanken, daß einem dieses Aufstehen recht erfrischend vorkommt. «Wir wollen nit in dem Ding syn.»

Beinahe ist das eigentliche Thema hinter diesem Problem des Ordnungsprinzips ein wenig verschwunden. Das Thema heißt ja: Frauenstimmrecht, und es heißt: Zivilschutz. Wenn man je die Stimmabgabe der Frau nicht zu «fürchten» brauchte, so wäre es sicher bei der Abstimmung über den Zivilschutz. Aus ihrer ganzen Natur heraus ist ja die Frau dazu da, das Heim und ihre Kinder zu beschützen und zu behüten; wenn eine Frau überhaupt noch Frau genannt werden darf, so wird sie dies als eine Selbstverständlichkeit betrachten, und es ist bitter, daß die Welt so in ihr Heim eingreift, daß sie ohne besondere Schulung oder doch Anleitung dies nicht mehr tun kann. Vielleicht reagiert sie gerade darum so heftig gegen einen «Befehl» in dieser Beziehung. Sie will sich nicht vom Mann in ihrem ureigenen Bereich befehlen lassen, sie will nicht, daß man in ihrem eigenen Lebenszweck, in ihrem Beruf über sie verfügt. Es ist eine Demütigung ohnegleichen. Diese Demütigung erreicht andere Tiefen als jene, in denen das Thema Frauenstimmrecht sich bewegt. Frauenstimmrecht ist, wenn man so will, eine Sache des Verstandes; diese Abstimmung aber geht bis weit hinunter ins Gefühl, ins Sein und ins Wesen. Die Rebellion kommt darum nicht einfach vom Verstande her; nicht Suffragetten allein rebellieren innerlich oder äußerlich — sehr weibliche und weiche Frauen fühlen sich unangenehm berührt.

Aber nun kommt eine gutgemeinte Geste: die Frauen dürfen «konsultativ» mitstimmen. Einige Gemeinden haben sich zu diesem «großherzigen» Schritt entschlossen. Ich finde diesen Schritt alles andere als großherzig. Es kommt mir vor, wie wenn die Mutter Waschtag hat und das kleine Mädchen darf an einem Zuberchen und einem Miniatur-Waschbrett ein sauberes Nastüchlein waschen. Es darf so tun als ob. Nicht einmal ein schmutziges Nastüchlein gibt man ihm in die Hand. Und was ein rechtes Mädchen ist, wird von diesem Spiel weglaufen, wenn ihm die Mutter nicht noch etwas Rechtes in die Hand gibt. Ein solches unechtes Spielchen erlauben uns die Männer jener Gemeinden. Ich glaube, ich hätte Mühe, mitzuspielen und würde höchstens mitspielen, weil bei einer Weigerung sehr falsche Schlüsse gezogen werden könnten. Ach, ich weiß nicht, wozu ich mich entschließen würde. Wir wollen annehmen, daß es jene Männer wirklich gut gemeint haben und daß sie auf ihre Weise zeigen wollen, daß die Frauen mitreden könnten. Vielleicht ziehen sie ja nur die Konsequenzen: Man darf nun einmal einen Paragraphen nicht so interpretieren, wie es einem gerade paßt. Seht, wir tun, was wir können; wir zeigen, daß wir eigentlich möchten.

Ich habe einmal in diesen Seiten über meine persönliche Einstellung zum Frauenstimmrecht gesprochen und habe vielleicht da und dort ein wenig Kopfschütteln erzielt. Ist eigentlich nicht das Thema «Unterbäch» ein Zeichen dafür, daß trotz aller Unmöglichkeit, eine «Andersberechtigung» durchzuführen, die Tatsache eben doch immer wieder zum Ausbruch kommen wird (und muß), daß die Frau anders ist und anders denkt als der Mann? Es wird noch viel Verstehen und Lernen brauchen, auf beiden Seiten.

Die Stimme der Jungen

Der Sinn liegt unter der Haut

chb. Wer den Spielplan unserer Kinotheater aufmerksam liest und sich über die einzelnen Filme, die er selber gesehen hat, jeweilen seine Gedanken macht, kommt zu in mancher Hinsicht eigenartigen Feststellungen. Eine davon ist der Anlaß zur nachfolgenden Betrachtung.

Im Laufe der letzten ein, zwei Jahre scheint ein neuer Filmstil aufzukommen. Dergestalt geschaffene Filme lassen sich auf zweierlei Weise betrachten. Einerseits äußerlich, wobei man in ihnen nicht mehr sieht, als was die Handlung aussagt, andererseits gleichsam innerlich, indem man der Absicht, welche hinter dem bewegten Bild steckt, nachzuspüren beginnt. Gewiß, diese Unterscheidung ist nicht eigentlich neu, gehört doch das Sichtbarmachen von Gedanken durch Bilder zu den wesentlichsten Stilmitteln der Filmkunst. Aber die Untersuchung gewisser neuer Filme auf diesen Umstand hin beweist, daß dieses Mittel, das früher für einzelne Bilder oder Sequenzen Bedeutung hatte, heute auf den ganzen Film ausgedehnt und angewandt wird. Ein Beispiel:

Wenn in Nr. 3, 1957, unserer Zeitschrift RL. auf der Seite des Theologen Jean Renoirs jüngsten Film «Elena et les hommes» als eine banale Schmiererei, die einzig zur Verherrlichung der Schönheit Ingrid Bergmanns geschaffen worden sei, abtut, so scheint er den Film nur auf sein Aeußeres hin geprüft zu haben. Spürt man, wenn man tiefer in sie hineinhorcht, in dieser geistvollen Farce, deren satirische Bissigkeit eines Voltaire, deren rührender Zauber des Märchenerzählers Perrault würdig wäre, wirklich nichts Bedeutsames, nichts von dem dräuenden Gefühl der Unsicherheit und der Angst, das uns Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts beherrscht? Auch wenn die Entwicklung seiner geistigen Haltung, zu welcher das Bewußtsein der Unzulänglichkeit und Vergänglichkeit menschlichen Seins Renoir geführt hat, eine materialistisch-nihilistische Lehre predigt, die wir nicht anerkennen, läßt sich dem Film geistige Schwere nicht absprechen. Der durch einen Zufall berühmt gewordene General, der für nichts in der Welt ein Held sein möchte, sein Freund und Gegenspieler, der Graf, den die Langeweile von Maskerade zu Maskerade treibt, und die zwischen den beiden und noch einigen andern stehende polnische Prinzessin, die als Verkörperung irdischer Schönheit und Liebe nie weiß, wo sie eigentlich hingehört — sie sind Gestalten, die einsam auf seltsame Weise groß zwischen all den bunten, im wirbelnden Treiben der belle époque dem flüchtigen Genuß des Augenblicks nachjagenden Menschenkindern stehen. Diese drei wissen, daß Leben mehr heißt als Sein, aber sie sind unfähig, zu jenem tieferen Sinn vorzudringen.

Auch Luis Bunuel, der Schöpfer surrealistischer Experimente, eindrücklichster Dokumentarfilme und neuerdings wieder verschiedener Spielfilme, die im Zeichen eines surrealistischen Neo-Realismus stehen, hat sein gegenwärtig in der Schweiz gezeigtes Werk «La mort en ce jardin» in eine Hülle gesteckt, die von vielen auch gleich für die Substanz gehalten wird. Dabei drückt dieses schwülstige, vordergründig einfach scheinende exotische Abenteuer eine aktuelle Geistestheorie aus: das künstlerische Schaffen im Zerstören, beherrscht von der Situation unserer ruhelosen, sicherungsbedürftigen Welt, deren Kern es zu finden gilt. Den Pessimismus seiner Weltanschauung erklärt Bunuel aus der Unvereinbarkeit von Göttlichem und Menschlichem.

Nicht die Frage, ob es gelungen sei, diese Geisteshaltung überzeugend sichtbar und spürbar zu machen, sondern allein die Tatsache — die sich um Beispiele wie Fellinis «Il Bidone» u. a. erweitern ließe —, daß in vielen der heute gedrehten Filme mehr steckt, als oft auch der gewandte und gebildete Filmbesucher entdeckt, beschäftigt uns hier.

Ist den Herstellern dieser Umstand überhaupt bewußt? Ist es eine indirekt sich auswirkende Zeiterscheinung oder arbeiten Autor und Regisseur die Ganzheit ihres Filmes so aus, damit er gleichzeitig dem geistig anspruchsvollen und dem unterhaltungssüchtigen Publikum gerecht werde? Ist es eine Konzession an die kommerziellen Belange der Filmindustrie oder eine zwar konsequente, aber gefährliche Weiterentwicklung eines filmischen Stilelementes? Gefährlich deshalb, weil die Form auch des in dieser Hinsicht vollendet gestalteten Filmes nicht der vielleicht erwarteten vollendet filmischen Form entspricht. Jene Einheit von Gestalt und Gehalt, die den Wert eines jeden Kunstwerkes ausmacht, kommt nicht mehr zustande. Dieser Stil offenbart eine Diskrepanz, die zu umstrittenen Meinungen und endlosen Diskussionen führt. Bedenken ruft diese zwiespältige Ausdrucksform aber auch deshalb hervor, weil sie dazu verführt, einzelne Filme falsch zu deuten und Gegnern der Filmkunst Argumente liefert, zu behaupten, das geistige Niveau der gegenwärtigen Filmproduktion stünde tiefer, als es in Wirklichkeit der Fall ist.